

Die ehemaligen Angehörigen des Hauses Babelsberg der Richterschen Stiftung kamen am 19. Juni 1954 in Sehlde i. Hann. zu ihrem 5. Nachkriegstreffen zusammen, an dem auch die Damen und erstmalig die alten Hauseltern teilnahmen. Gastgeber waren, wie schon bei dem 1. Treffen im Jahre 1948, Ernst August von Dannenberg und seine Gattin, die in vorbildlicher Weise für ihre über Erwarten zahlreichen Gäste sorgten.

Am 20. Juni schloß sich eine ausgedehnte Fahrt durch die schönsten Teile des Weserberglandes an.

Um die Vorbereitung des Treffens hat sich neben den Gastgebern Egbert von Schmidt-Pauli verdient gemacht, der seit 1948 ein Babenberger Nachrichtenblatt herausgibt.

Wiedereröffnung des Schülerheims: Anfang Januar wird das Schülerheim wieder eröffnet, und zwar zunächst mit einem Hause. Das frühere Haus Babenberg ist hierfür neu erbaut und eingerichtet worden. Es ist aber beabsichtigt, das ganze Heimgelände wieder seinem ursprünglichen Zweck zuzuführen. Der monatliche Pensionspreis beträgt 170,— DM, Schulgeld und Lernmittel sind frei. Anfragen sind zu richten an den Geschäftsführer der Richterschen Stiftung, Berlin-Dahlem, Königin-Luise-Str. 98.

Die Stammrolle: Ihr Neudruck verzögert sich. Wer Änderungen seiner Anschrift aus Säumigkeit noch immer nicht mitgeteilt hat, wird gebeten, dieses Laster nicht in das neue Jahr mit hineinzunehmen. Denn so mancher weiß, daß er Anfragen von uns, die Stammrolle oder die Gedenktafel betreffend, noch immer nicht beantwortet hat.

Dahlemer Tag:

An und für sich war es ja beabsichtigt, den „Dahlemer Tag“, das große Treffen aller alten Arndter, alle zwei Jahre zu veranstalten. Der erste Dahlemer Tag nach dem Kriege fand bereits im Jahre 1952 statt. Aus verschiedenen Gründen fiel er 1954 aus und soll nunmehr bestimmt im nächsten Jahre stattfinden.

In dieses Jahr fällt mit der Erreichung des 65. Lebensjahres von Herrn Dr. Wachsmuth leider auch sein letztes Amtsjahr als Direktor der Arndt-Schule. Auf der letzten monatlichen Zusammenkunft der Berliner Arndter und nach Rücksprache mit Herrn Dr. Wachsmuth wurde beschlossen, die Veranstaltung des „Dahlemer Tages“ diesmal von den alten Arndtern selber zu organisieren. Als Datum wurde nach Abwägen aller Für und Wider der 3. und 4. September 1955 festgelegt. Der Tag liegt also nach den großen Ferien und wird gleichzeitig mit dem jährlichen Sportfest unserer alten Schule verbunden. Genauer Festprogramm sowie Einladungen zum Dahlemer Tag werden zwischen Pfingsten und den großen Ferien herausgeschickt.

Wir wollten mit diesen Zeilen nur eine Vorankündigung geben, damit alle es jetzt schon wissen: „Im September 1955 ist Dahlemer Tag.“

Carl-Georg Dewel

Peter von Lefort

Liselotte Rühns

Hans Richter

Wir schließen die Nummer, an den Jahresbeitrag für die Dahlemer Blätter sanft erinnernd, mit herzlichen Wünschen für das neue Jahr.

Der Herausgeber



Als Handschrift gedruckt.

Postcheckkonto: Dr. Curt Liebmann (Sonderkonto), Bln.-Dahlem, Nr. 462 60 Bln.-West
Manuskripte an den Herausgeber Direktor Dr. Wachsmuth, Arndtschule.

Zum neuen Jahre

Was soll eine Schule zu ihren fernen Söhnen an einem solchen Zeitabschnitt wie Neujahr sagen? Er ist doch kein Schultermin, an dem Erinnerungen hängen, weil er immer in die Ferien fiel und sich außerdem auch dem jugendlichen Erlebnis entzog. Man muß schon so alt geworden sein, daß man die eigene Lebensdauer nicht mehr für eine selbstverständliche Naturmitgift hält, um zu Silvester auch nachdenklich zu werden und nicht bloß die Gläser hochgemut klingen zu lassen.

Aber wenn eine Schule schon vierzig Abiturientenjahrgänge ins Leben entlassen hat, darf sie zur Jahreswende einmal an ihr eigenes Alter erinnern, was dann gleichbedeutend ist mit dem Hinweis auf den Wechsel der Verhältnisse. In der genannten Zeit hat sie vier verschiedene Staatsformen anerkennen, viermal die Flagge wechseln müssen. Die pädagogischen Reformgedanken kamen und gingen und mit ihnen die Lehrpläne und Schulbücher. In vierzig Jahren ändert sich auch der Bestand des Lehrerkollegiums von Grund auf. Welch ein Wandel, in dem nur das Schulhaus beständig geblieben ist und sein Name, doch auch der nicht einmal ganz.

Trotzdem hat sich ein Dauerhaftes erhalten. Es hat sich allen mitgeteilt, die in den vergangenen fünfundvierzig Jahren die Schulkür durchschritten haben. Als gemeinsamer Besitz verbindet es die Alten Arndter, wo auch immer sie sich begegnen. Ihnen als den Mitträgern des Dauerhaften gilt der Gruß der Schule zum neuen Jahre, das jeder auf seine Weise zu bestehen hat, wobei Gnade und Glück ihm zur Seite stehen mögen.

W.

... und hätte der Liebe nicht“

Vorbemerkung: Der Verfasser ist mir gut bekannt. Er war mein Haussohn, und ich habe ihn heranwachsen sehen vom Tertianer zum Primaner, bis der zweite Weltkrieg ihn Soldat werden ließ. Seine Natur war darauf angelegt, an Hohes zu glauben und dafür einzustehen. Von früh an hat er mutig für seine Überzeugung jeden Kampf gewagt, und seinen Haussohn habe ich so oft in Handgemenge mit Stärkeren verwickelt gesehen wie ihn, wenn eine ideale Forderung auf andere Weise nicht mehr verteidigt werden konnte. Im Kriege focht er als Panzeroffizier so tapfer und erfolgreich, daß der Heeresbericht ehrend seinen Namen nannte.

Als ich ihn jetzt um einen Aufsatz für die Weihnachtsnummer bat, schickte er ihn mit der Bemerkung: „Auf der Flucht vor den Süßlichkeiten weihnachtlicher Gemeinplätze mögen sich einige Gedanken ausgebrängt haben, die den Rahmen des ursprünglich von Ihnen gewünschten Beitrages vielleicht sprengen.“ Aber ich denke, sie „sprengen“ ihn nicht, sondern füllen ihn gerade richtig. Denn es ist wichtig genug, hier die Stimme der Alterssicht zu vernehmen, von der es wesentlich mit abhängen wird, wie Deutschland in den nächsten drei Jahrzehnten beschaffen ist. Der Herausgeber

Die Adventsabende in diesen Jahren scheinen nur wenig Raum zu lassen für nachdenkliche Gedanken. Doch es mag uns für einen Atemzug erlaubt sein, aus der Hast- und Schlaflosigkeit der Alltagsorgen und der Erbitterung politischer Meinungsverschiedenheiten und Machtkämpfe zurückzutreten und einzutreten in die Besinnlichkeit, mit der uns die Vorweihnachtszeit beschenken will und sollte. Wer recht an Weihnacht denkt, sucht die Liebe der christlichen Botschaft, die Wahrheit einer göttlichen Verheißung — die Wahrheit schlechthin.

Auf solcher Suche nach der rettenden Kraft des Zartesten erkennen wir, daß wir sie nicht außer uns, sondern tief in uns aufspüren müssen, unter einer Schicht von Selbstgerechtigkeit, Heuchelei und Mitleidlosigkeit. Dort keimt sie, die Pflanze, die sich der Botschaft des göttlich-menschlichen Kindes entgegenstreckt, und dort ist der Anfang jener Liebe, die jenseits von Gut und Böse den Haß überwindet. Es ist die Botschaft des göttlichen guten Willens an den menschlichen guten Willen, die uns die Weihnacht nahebringen will — wohl die einzige Botschaft, der wir uns voll Vertrauen neigen dürfen. —

* * *

Wir hatten geglaubt, als wir heimkehrten, das Gorgonenhaupt der Lüge sei herabgestürzt von seinem Thron, und sehen betroffen, daß es wiederum da ist. Wir glaubten uns befreit von jener grauen Lebensangst, die lange Jahre unser gespenstischer Begleiter war, und sehen, daß sie nicht von uns gewichen ist. Wir glaubten die Gerechtigkeit wieder eingesetzt in ihr Amt und erleben allzuoft, daß die Ungerechtigkeit nur ihre Gewänder gewechselt zu haben scheint. Im Nachdenken darüber durchmessen wir mit großen Schritten die Erinnerungen unseres bisherigen Lebens, das mit dem Ende des ersten Weltkrieges beginnt und über die Jahre des fiebrigen Suchens nach scheinbarer Erfüllung und eigener Bewährung in den zweiten Weltkrieg, in Gefangenschaft, Verachtung und bittersten Lebenskampf hinüberführt. Vervollständigt man diese Unterbilanz noch mit einem Vergleich zwischen den uns nach der Katastrophe von 1945 als allgemein verbindlich dekretierten Maßstäben und den darauf in Umlauf gesetzten Richtlinien, so wird die Fragwürdigkeit des menschlichen Urteilsvermögens nicht nur in einzelnen Persönlichkeiten, sondern in ganzen Völkern erschütternd offenbar. So ist der allgemeine Zweifel über uns gekommen. Aber die fruchtlosen Mühen von Menschheitsverbesserern weise — wie man vermeint — lächelnd, vergräbt man sich etwas mundtot und sehr resigniert in den Beruf, die Familie, das Geldverdienen. —

* * *

Des Anlasses eines besonders sorgfältigen Weihnachtseinkaufes bedarf es vielleicht, um einen anspruchsvolleren Buchladen als sonst zu betreten. Dort fahndet man in Ruhe nach einem stillen Gleichgesinnten, den man an einen guten Freund verschenken will, — nach einem modernen Autor, wenn möglich, einem Gleichaltrigen. Unter mehreren findet sich dann auch dieser eine, der auf den ersten Blick zu fesseln versteht und dessen Gedichtsammlung heißt: „Ich schreibe mein Herz in den Staub der Straße“. Man liest. Eine merkwürdige geistige Starre verursacht diese Seiten, denen es an Schöngeistigkeit so sehr mangelt, daß darüber die Naturbegabung ihres Dichters allzuleicht in Vergessenheit geraten möchte. George Forestier, der Deutsch-Franzose, den als Fremdenlegionär der Dschungel Indochinas verschluckte, ist ein Altersgenosse Wolfgang Borcherts, dessen gleichfalls viel zu frühes Sterben ihn heute daran hindert, auf die trostlosen Negationen seines Jahrgangskameraden vielleicht die erlösende Antwort zu geben.

Man nennt es Literatur, wenn Menschen schriftlich zu formulieren versuchen, was ihnen im brennenden Eindruck des Erlebnisses oder in der Hell-sichtigkeit einer schlaflosen Nachtstunde für ihre Mitmenschen festzuhalten und darzustellen wert erscheint. Voll Betroffenheit und Bestürzung durchblättern wir, was diesbezüglich die „vergriffenen“ Jahrgänge 1918—25 heute vorzuweisen haben. Handelt es sich dabei auch meistens um Erstlingswerke, so ist man doch recht erschrocken bei dem Gedanken, ihr Zeit- und Altersgenosse zu sein. Es hat den Anschein, als sei der „Staub der Straße“ in alle Ecken und Winkel des geistigen Schaffens unserer Tage vorgedrungen und habe sich als zäher Belag über die hellen Wahrheiten des menschlichen Lebensablaufes und seiner künstlerischen Wiedergabe gelegt. Was hier Straßenstaub, Gerinnsel der Gassen, streuende Hunde und geschminkte Madonnen sind, ist dort Singeltangel, geistige Perversion, Respektlosigkeit und platte Lüge.

Will man nach solch unerfreulicher Einsicht nun nicht zurückkehren in den Bannkreis der engsten Familie, um dort in taktvoller Religiosität die traditionelle Weihnachtlichkeit in Satttheit und Ruhe zu genießen, so muß man sich schon der unangenehmen Mühe des Nachdenkens unterziehen und nach dem Grunde dieser Form zeitgenössischen Kunstschaffens spüren. —

Was den um Verständnis bemühten, aber laienhaften Gleichaltrigen am literarischen Beispiel zu erklären schwierig erscheint, mag ein Vergleich zur modernen Malerei leichter sichtbar werden lassen.

Will man von der heutigen Dichtkunst erwarten, geistige Erlebnisse oder Erkenntnisse des 20. Jahrhunderts — beispielsweise eine Atomexplosion oder das Schicksal einer modernen Flüchtlingsfamilie — in ästhetischer Form und all-gemeinverständlich zu schildern und zu deuten, so hieße das die Schriftstellerei schlechthin überfordern. Denn zwangsläufig muß sie sich dazu ihrer herkömmlichen Mittel, will sagen der überlieferten und gebräuchlichen Vokabeln, bedienen, welche ja den Revolutionen in allen technischen und wissenschaftlichen Disziplinen dieser Epoche nur in den Fachausdrücken haben folgen können, für den Laien aber diesbezüglich in blaffer Unzulänglichkeit bleiben.

Die Malerei hingegen, besonders die moderne, verfügt über Geister und Möglichkeiten, womit sie einer künstlerischen Gestaltung von Gegenwartsthemen weitaus gerechter werden kann.

Weil sie die Aufgabe des Dichters verkennen, verfallen die wenigen Literaten, die es von den vergriffenen Jahrgängen nicht unterlassen können, ihre Federn an Gegenwartsaufgaben zu wehen, ins Gegenteil des Ästhetischen und versuchen durch Ignorierung alles Schönen und Positiven die Schwärze des Schwarzen noch schwärzer zu zeichnen. Dabei vergessen sie der Liebe zu ihren

Mitmenschen und verfühnen sich ohne Reue an der Gedankenwelt ihrer eigenen Kinder. So haben wir heute so zahllose journalistische Autoren und so wenige wirkliche Dichter. Diese Art Literatur mag vielleicht das Verständnis einiger ihrer nachsichtigen Leser gewinnen, aber niemals ihre — Liebe. Wer sein Herz in den „Staub der Straße“ schreibt, ist nichts als ein armer Teufel, dem es zudem noch oft am geistigen Charme eines Francois Villon gar kläglich mangelt.

Die hier ausgesprochene Kritik beabsichtigt nicht, den Stab darüber zu brechen, daß seelische Dual und geistige Ziellosigkeit unserer Zeitgenossen zum Thema einer dichterischen Aussage gewählt worden sind. Es scheint aber der Hinweis doch nötig, daß besonders die Heranwachsenden mit ihrer willigen Aufnahmebereitschaft vor diesem literarischen Marihuana zu schützen sind. Erschwerend dabei wirkt, daß dem jungen Leser die Verse eines George Forestier weitaus fesselnder und wirklichkeitnäher erscheinen als die Werke der großen Klassiker in ihrer epischen Breite und idealen Erhabenheit. Und dies gilt keineswegs nur für die ganz Großen! Walter Flex, Hermann Löns und Fichte starben schon 1914 nach der Schlacht von Langemarck. Beumelburg, Jünger, Wilhelm v. Scholz und Binding überlebten sich in Stalingrad, Kurland, Dresden und Berlin. Sie verloren für ihre Leser mit ihren Idealen auch die Realität.

Sollen wir nun auf Forestier, Iriw Shaw, Theodor Plievier, Michael Graf Soltikow und Malaparte hängenbleiben, und sollen sich die Morgigen an ihnen das Lebensbild zerstören, weil die großen Veredler der menschlichen Verhältnisse von ihnen so gelesen werden, wie wir es früher mit Andersens Märchen taten?

* * *

Staubgrau die Welt, krank, dem Tode geweiht, möchte man meinen. So manches Kindlein, das wieder im Stroh geboren wird und in der Armut eines Stalles liegt. Nur kommen keine Weisen aus dem Morgenlande, um in Liebe und Ehrfurcht ihre Gaben darzubringen. — Ehrfurcht? —

Bald sind die Schaufenster wieder umgeräumt. Lametta, Weihnachtsgelben und Christengelchen fliegen nach dem Fest zusammen mit den Tertzetteln der Christmette in die Müllkästen. An ihre Stelle treten Luftschlangen, giftiggrüne und knallrote, Masken aus Pappmaché, wird Konfetti gestreut: „Kauft, ihr Leute, kauft! Die Russen sind weit, und die vielen Millionen Brüder in fremder Erde, denen es gestern noch für Führer, Volk und Vaterland die Leiber zerriß, ruhen sanft und so schweigend. Trinkt, ihr Leute, trinkt auf das neue Jahr! Trinkt darauf, daß St. Toto euch gnädig sei und reich beschenke! Laßt die Dollars rollen, die Rubel und die Pfunde! Hier rollt die silberne D-Mark, hier rollen die Freudentränen — in den Festnächten die Schnapstränen! Und dann kommt ja der Frühling wieder, der bunte, der lustige... Segnet euch, ihr Leute, segnet euch selbst im neuen Jahr, der Segen von oben läßt auf sich warten!“

Vor eintausendneunhundertvierundfünfzig Jahren erblickte die Liebe das Licht der Welt, und aus der nahen Kirche hört man das Lied der Gemeinde: „Christ ist erschienen, uns zu versöhnen.“ Dann gehen sie heim, die vielen Menschen, und haben einen gedeckten Tisch. Ob Gottes Botschaft wohl Nachklang findet in ihren Herzen, ob sie wohl geholfen haben, die Not des Nachbarn zu lindern, oder ob sie wenigstens gedacht haben an alle, die ohne Licht sind und ohne Liebe zum höchsten Feiertag? Oder kleben sie an ihrem Ich, das Wohlleben heißt, Geld, schicke Kleider, verchromte Autos, Schokolade, Braten und Kuchen alle Tage? — Wir sehen pralle Börsen und solche, bei denen es nicht einmal reicht, das teure Brot, einen warmen Mantel und die billigste Miete zu bezahlen. Viele Kinder, unschuldige Kinder in Europa, die keine Stube haben, keinen warmen Ofen, kein Stück Christstolle. Viele Frauen und Mütter, gute

Frauen und Mütter, die nichts haben als die Erinnerung an Mann oder Vater, den der Krieg ihnen genommen, oder an ein Kind, das ihnen die Kälte auf dem großen Treck entrissen hat, oder an eine Heimat, in der für sie kein Zuhause mehr ist. —

Niemand baut heute ragende Dome mehr. Die Architekten nicht, die Künstler nicht, die Politiker nicht und nicht die Pastoren unserer Tage. Die Herrschaft des Gemeinplatzes ist mancherorts zur gefährlichen Diktatur geworden. Sie ebnet das Hohe ein. Sie macht aus dem Gold echten Lebensglücks gelbe Tünche und aus dem Silber großen menschlichen Leidtragens das Grau des Staubs der Straße. Sie stumpft es ab zu einer herzlosen Gleichgültigkeit, die nur noch von der Sensation aufgepeitscht wird.

Der Apostel Paulus aber bekennt: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.“

Möge doch, und das ist eine weihnachtliche Bitte, aus der langsam wachsenden Summe unbeflecklichen guten Willens sich allmählich eine neue wahrheitsliebende, mitfühlende Menschlichkeit bilden.

Totengedenkfeier

Am Sonnabend vor Totensonntag, am 20. November, abends 6 Uhr, fand, wie es seit langem an unserer Schule Brauch ist, die Gedenkfeier für unsere Toten statt. Die Aula war dank der freundlichen Unterstützung durch das Gartenbauamt des Bezirks mit Blumen und Grünpflanzen schön geschmückt, und sie füllte sich mit den Teilnehmern der Stunde: Angehörige von Arndtern auf der Gedenktafel, Lehrerkollegium, einige Ehemalige und die Schüler der Oberklassen. Die Gedenkstunde wurde musikalisch eingerahmt durch Gesang und Orchesterbegleitung der Kreuzstabkantate von Joh. Seb. Bach. Schüler und Alte Arndter legten Kränze nieder an der Gedenktafel und am Ehrenmal der Gefallenen aus dem ersten Weltkrieg. Am Sonntag blieben Schule und Aula am Vor- und Nachmittag einige Stunden geöffnet für den stillen Besuch von Angehörigen, die sich auch in größerer Zahl eingefunden haben.

Die Gedenkrede mit der Würdigung der Toten des Jahres hielt Herr Oberstudienrat Freyer. Wir lassen beides im Wortlaut folgen:

Zum dritten Male seit der Zerstörung und dem Wiederaufbau der Arndtschule haben sich Eltern und Angehörige von Verstorbenen, Mitglieder des Kollegiums und Vertreter der Schülerschaft versammelt, um gemeinsam ihrer Verstorbenen zu gedenken. Da ist es mir mehr als eine gern geübte Pflicht, es ist mir ein Herzensbedürfnis, Sie vor allem, verehrte Eltern, und die Angehörigen von Verstorbenen, im Namen der Arndtschule zu begrüßen und Ihnen von Herzen zu danken für Ihr Kommen. Ist dieses doch der schönste und der sichtbarste Beweis dafür, daß Sie sich unserer Schule auch jetzt noch verbunden fühlen, daß das Band, welches Elternhaus und Schule bei uns in so besonderer Weise verbunden hat, auch heute noch fest geknüpft ist, so fest, daß auch der Tod derer, die Sie uns einst anvertraut hatten, es nicht zu lockern vermocht hat.

Wenn ich heute die Ehre habe, in dieser Gedenkstunde zu Ihnen sprechen zu dürfen, so möchte ich Ihnen vor allem sagen, daß das Kollegium der Arndtschule in dieser Gedächtnisfeier mehr sieht als eine noch so schöne und pietätvolle Tradition: Für uns ist es eine Angelegenheit des Herzens, das Andenken an die Toten, die mit unserer Schule in enger Verbindung gestanden haben, lebendig zu erhalten und darüber zu wachen, daß auch die nach uns Kommenden diese Verpflichtung ebenso ernst nehmen, wie wir es jetzt tun.

Heute sind die Flügel des Mahnmales unserer Schule weit geöffnet, und im hellen Licht strahlen uns die Namen der 534 Toten entgegen, die allein unsere Schule im zweiten Weltkrieg zu beklagen hat. Es sind Tote, die im offenen Kampf ihr Leben gelassen haben, Tote, die in der Heimat dem Bombenkrieg zum Opfer gefallen sind, aber auch Tote, die roher Gewalt und tückischem Unrecht geopfert wurden.

Mancher mag vielleicht die Zahl von mehr als 500 Opfern im Verhältnis zu den 8 Millionen des zweiten Weltkrieges gering finden, sie für einen kleinen, ja unbedeutenden Tropfen in dem Meer des Leides der Gesamtheit halten. Doch dies sind unsere Toten, einst Menschen, die mit unserer Schule in enger Verbindung gestanden haben, ihr vielleicht jahrelang angehört haben. Da scheint es mir denn doch ein furchtbarer Gedanke, daß hier mehr Menschen in den Tod geschickt wurden, als unsere Schule heute Schüler zählt. Eine ganze Schulgeneration ist vom Grauen des zweiten Weltkrieges ausgelöscht worden! Wie oberflächlich aber wäre der, der nur die Zahlen sprechen ließe! Steht doch hinter jedem einzelnen Namen das Schicksal eines Menschen, mehr noch, das Schicksal jeder betroffenen Familie. Jeder einzelne Name spricht von den bitteren Tränen einer Mutter, die um ihren Sohn — in vielen Fällen um den einzigen, oft sogar um mehrere — geflohen sind, denen sie einst das Leben geschenkt hatte. Und jeder Name kündigt vom herben Schmerz des Vaters, der den Erben seines Namens verlor, dem all sein Sorgen und Mühen gegolten hat, der mit seinem Sohne zugleich all seine Zukunftshoffnungen dahingeben mußte. Am die Älteren unter denen, deren Namen die Tafel kündigt, trauern die Gattin, trauern vielfach bereits die Kinder, denen Mann und Vater allzusehr vor der Zeit entrisen wurde.

Warum ich das heute, jetzt, in dieser Stunde erwähne? Gewiß nicht, um die kaum vernarbten Wunden der Angehörigen wieder aufzureißen; Herzenswunden, deren Schmerz von der Zeit wohl etwas gemildert, niemals aber ganz beseitigt werden kann. Einzig und allein, um Zeugnis dafür zu geben, daß wir an der Urndtschule wissen, was jeder einzelne von Ihnen verloren hat, daß wir wissen, wie tief Sie getroffen wurden, daß wir auch im Schmerz mit Ihnen verbunden bleiben.

Und riesengroß erhebt sich auf diesem Hintergrund persönlichen Leides und persönlicher Trauer das Problem des Todes, viel größer und schwerer als je zuvor. Die ganze Problematik ist in der Rede des Vorjahres aufgezeigt und erörtert worden; darum erlassen Sie mir heute eine Wiederholung des uns alle so belastenden Problems; lassen Sie mich heute vielmehr vom Allgemeinmenschlichen her einiges sagen:

Den Tod so vieler hoffnungsvoller, lebensprühender junger Menschen müssen wir als eine tief schmerzliche Tatsache hinnehmen. Wir würden aber der großen Tradition unseres christlichen Abendlandes untreu werden, wollten wir uns nur der Trauer und dem Schmerz überlassen, wollten wir nur trauern wie jene, „die keine Hoffnung haben“: dann wären die Worte aus Bachs Kreuzstabkantate, die Sie soeben vernommen haben, nur leere, ihres Wesensinhaltes beraubte Worte: „Da leg ich meinen Kummer auf einmal ins Grab, da wischt mir die Tränen mein Heiland ab.“

Denn das ist — so sagt man — die Eigenart der Trauer: sie schreitet nicht voran, obwohl sie ständig Ausschau hält nach dem Ende; sie verharret im Schmerze, obwohl ein heimliches Glück ständig in ihr gegenwärtig ist; sie hält die Erinnerung fest, denn sie weiß, daß sie damit im Rechte ist; sie ist überzeugt, daß die Liebe, die sie gab und erfuhr, daß die Nähe des anderen Wirklichkeit und Wahrheit bleibt. Und dies Wissen gibt Trost und Kraft, gibt Ruhe und

Seelenfrieden auch dann, wenn Ihnen, verehrte Angehörige, versagt ist, was den meisten Hinterbliebenen sonst zuteil geworden ist: an das Grab von Angehörigen zu treten, es zu hegen und zu pflegen, stille Zwiesprache zu halten mit den Lieben, die von uns gegangen sind.

Als Michelangelo hochbetagt und mit bereits zitternden Händen als eines seiner letzten Gedichte das Sonett schrieb, dessen Worte Sie vorhin gehört haben, da sagte er: „Der Tod ist sicher, fraglich nur die Stunde, / das Leben kurz, gering ist sein Ertrag.“ Das ist das Fazit eines Lebens, das dieser Titane im Reiche des Geistes und der Kunst, der des Lebens Höhen und Tiefen erfahren hatte wie kaum ein Sterblicher sonst, mit über 90 Jahren zog.

Und wir heute, hier? Hier wurden junge Menschen dem Leben entrisen, vielfach, ehe ihr Leben sich recht entfalten konnte. „Das Leben kurz, gering ist sein Ertrag“? Diese Worte sind doch wohl nur zum Teil richtig: Selbst wenn ein Mensch vom Tode ereilt wurde, in dessen Seele der Reichtum des Lebens gerade zu erwachen begann, wenn wir uns sagen müssen: „Wieviel Freude, wieviel Glück hatte dieser Mensch seinen Mitmenschen verheißen, und nun müssen wir alle Erwartung begraben; ein junger Baum wurde in voller Blüte gefällt, noch bevor die erste Frucht reif werden konnte, so dürfen, ja sollen wir überzeugt sein, daß vor Gottes Augen ein Leben bereits vollendet sein kann, das noch im Beginne steht. Und sind wir nicht überzeugt, daß die Seele des anderen uns nicht fern, sondern nahe bleibt? Daß diese Nähe der Seelen nicht abhängig ist von der Weite der Trennung des Leibes? In dieser Überzeugung werden wir die Worte der Kreuzstabkantate bejahen: „Mein Wandel auf der Welt ist einer Schiffahrt gleich, Betrübnis, Kreuz und Not sind Wellen, welche mich bedecken und auf den Tod mich täglich schrecken; mein Anker aber, der mich hält, ist die Barmherzigkeit, womit mein Gott mich oft erfreut.“

Wenn das unsere innere Haltung ist, werden wir wohl auch die Worte und Mahnungen derer verstehen können, die von uns gegangen sind. Sie, die in Erfüllung harter Pflicht gestorben sind, würden — könnten sie vernehmlich zu uns sprechen — wohl sagen: „Ihr habt uns einst gelehrt, ‚dulce et decorum est pro patria mori‘. Habt Ihr es Euch damit nicht etwas zu leicht gemacht? Trifft das nicht nur die eine Seite menschlichen Lebens? Darum rufen wir Euch zu: Lehrt die Jugend, daß es besser und auch menschenwürdiger ist, für das Vaterland zu leben! Damit soll gewiß nicht gelehnet werden, was Römer seinen Iriny sagen läßt: „Das Vaterland darf jedes Opfer fordern“ — auch das Leben, aber... und dieses „Aber“ scheint mir aus den Gräbern der Toten zweier Weltkriege mit eherner Gewalt zu ertönen: Aber dieses Opfer darf nur gefordert werden, wenn Volk und Vaterland ohne eigenes Verschulden in ernste Gefahr geraten sind. Tapferkeit ist des Mannes höchste Zierde, aber sie ist nicht seine einzige! Immer noch ist m. E. die klassische Definition der Tapferkeit nicht überholt, die Platon seinen Sokrates im Laches aussprechen läßt: „Tapfer nenne ich den Menschen, der in voller Erkenntnis einer Gefahr sein Leben bewußt einsetzt um eines höheren Zieles willen.“ Dieses höhere Ziel kann Rettung der Heimat auf dem Schlachtfelde sein, aber ebensogut kann es die Rettung eines Menschenlebens im Frieden sein, kann es die wagemutige Tat eines Forschers zum Besten seiner Mitmenschen sein. Wir sollten den Begriff der Tapferkeit nicht auf den Bereich des Militärischen, schon gar nicht auf den des Kriegerischen beschränken und einengen. Seien wir uns dessen stets bewußt: Tapferkeit bewährt sich nicht nur auf dem Schlachtfelde, auch das tägliche Leben stellt seine Forderungen an tapfere Menschen, die in Liebe, Treue und Pflichterfüllung — oft bis zur Hingabe ihres eigenen Lebens — ihre Arbeit für ihre Familie, ihr Land, ihr Volk verrichten.

Das scheint mir die Mahnung der Toten an uns Lebende zu sein. Und damit leisten die, die von uns gegangen sind, uns Lebenden einen Dienst von unschätzbare Bedeutung. Von hier aus, glaube ich, gewinnt auch das scheinbar sinnlose Sterben so vieler junger Menschen einen positiven Sinn: Sie mahnen uns, mehr, sie verpflichten uns, zu arbeiten und uns zu mühen um Weiterentwicklung, um Verständigung, um Frieden. Gerade hier können junge Menschen viel, sehr viel tun; erfreuliche Anfänge sind gemacht, Weiteres und Größeres bleibt zu tun. Auf diesem Wege voranzuschreiten, mutig einem großen Ziele zuzusteuern, sich durch Rückschläge nicht entmutigen, durch Erfolge nicht übermütig machen zu lassen stets — auch im Leid mit dem „Sursum corda“ unseres Ehrenmales im Herzen weiterzustreben, dazu mahnen uns unsere Toten, deren wir heute in Dankbarkeit gedenken.

In den Kreis der Toten der beiden Weltkriege nehmen wir nun auch die Verstorbenen des letzten Jahres mit hinein, die unserer Schule verbunden waren; und damit nehmen wir die alte Tradition unserer Schule wieder auf, die Namen der Toten eines Jahres zur Verlesung zu bringen. Sie lauten: von den ehemaligen Lehrern Ministerialrat i. R. Friedrich Heering; von den Alten Arndtern Heinz Rümmele, Herbert Mack, Rudolf von Winterfeldt, Wolfram Armack; von den jetzigen Schülern Peter Frei.

Durch den Tod der Genannten, besonders aber durch den Tod unseres frohgemuten Schülers, tritt in dieser abendlichen Gedankstunde ein Bild aus längst vergangener Zeit vor meine Seele, ein Bild, das uns Vergil gestaltet hat. Der tief veranlagte Dichter der augusteischen Zeit läßt den Helden seines Epos auf seinem Gang durch die Unterwelt unter vielen Großen des alten Roms auch auf den jungen Marcellus treffen, den Kaiser Augustus zu seinem Nachfolger ausersehen hatte. Marcellus war ein junger Mann, der zu den schönsten Hoffnungen berechnete: tapfer, treu, beim Volke beliebt, vom Senat geachtet. Sein plötzlicher Tod erfüllte das Haus des Augustus, erfüllte Rom, erfüllte das ganze Imperium mit tiefer Trauer. In den Schlusßworten jener Szene läßt Vergil seinen Helden mit Bezug auf Marcellus sagen:

„Manibus date lilia plenis,
purpureos spargam flores animamque nepotis
his saltem adcumulem donis et fungar inani
munere.“

Mit leichter Änderung könnten und sollen diese Worte auch ein letzter Gruß an unsere Toten sein:

„Reichet Blumen jetzt mit vollen Händen,
Daß wir ihre Purpurblüten streu'n;
Diese letzten, undankbaren Spenden
Woll'n wir uns'rer Toten Seelen weih'n.“

Sprechen wir nun von den Toten dieses Jahres.

Am 2. Oktober verstarb in Oldenburg im 81. Lebensjahr Herr Ministerialrat i. R. Friedrich Heering, geb. 17. 3. 1874.

Der Verstorbene gehörte dem Lehrkörper des Arndt-Gymnasiums vom 1. 10. 1908 bis zum 1. 4. 1915 an. Seit dem 1. 4. 1910 war er gleichzeitig Hausvater des Hauses Staufien der Richterschen Stiftung.

Herr Heering war Lehrer und Erzieher aus innerster Berufung. Umfangreiches Wissen auf fast allen Gebieten, unermüdete Arbeitsfreude und starkes

Pflichtgefühl verband er mit außergewöhnlicher Herzengüte und Liebe zur Jugend. Sein Einfluß auf die Entwicklung von Schule und Heim in ihren ersten Jahren war tief und nachhaltig, zumal da der Verstorbene auch durch seine untadelige Lebensführung seinen Mitarbeitern und seinen Schülern ein leuchtendes Vorbild war.

Bei dem im Beruf des Lehrers sehr seltenen Aufstieg, den er bis zum Ministerialrat in der Unterrichtsabteilung des Oldenburgischen Ministeriums genommen hat, hat er Dahlem die Treue gehalten. Bis in die letzten Lebensjahre hinein versicherte er immer wieder, hier sei seine wirkliche und bleibende Heimat in seinem Berufsleben, und er denke stets mit dem Gefühl des Heimwehs an diese Zeit zurück.

Seine Mitarbeiter werden dem Verstorbenen ebenso wie seine Schüler und Hausväter immer eine treue und dankbare Erinnerung bewahren.

Im Frühjahr 1954 verstarb Herr Heinz Rümmele, geb. 4. 10. 1903.

Heinz Rümmele war Schüler des Arndt-Gymnasiums und Zögling des Hauses Wettin des Schülerheims von Ostern 1917 bis Ostern 1924. Seine ehemaligen Hauseltern rühmen vor allem seine hervorragenden menschlichen Eigenschaften, durch die er geradezu der gute Geist des Hauses gewesen sei. Nach bestandendem Abitur widmete er sich der Landwirtschaft, aus der er stammte.

In Dahlem haben wir von ihm unmittelbar nichts wieder gehört. Erst vor wenigen Tagen berichtete ein alter Kamerad von ihm, er habe als Heimatvertriebener in Hamburg eine Stellung gehabt und sei dort im Frühjahr im Alter von 50 Jahren verstorben.

Am 28. März 1954 verstarb Herr Dipl.-Ing. Herbert Mack, geb. 10. 12. 1908.

Schon in der Schule traten bei Herbert Mack deutlich Eigenschaften in die Erscheinung, die seinen Lebensweg bestimmten: Klares Denken, gute geistige Begabung, Organisationsfähigkeit und eine große Kunst der Menschenführung. In seiner Klasse wie im Hause Wittelsbach der Richterschen Stiftung war er führend. Durch Klassenrundbriefe und Klassentage hielt er die Kameraden auch nach der Schulzeit zusammen. — Als Student an der S. U. Charlottenburg war er, der selbst schon mit 18 Jahren Flieger war, Mitbegründer der Akademie Fliegergruppe. Als Dipl.-Ing. hatte er die technische Leitung der Fliegerschule Ludwigslust, von wo er 1941 als technischer Assistent des Luftwaffenattachés zu der Deutschen Gesandtschaft in Bern versetzt wurde. — Nach dem Kriege wirkte er mit hervorragendem Erfolg als Geschäftsführer einer Fachgemeinschaft des Vereins Deutscher Maschinenbauanstalten. Der Verein bezeichnet ihn in seinem Nachruf als einen der befähigsten ihrer Geschäftsführer. — Daneben war er ein glänzender Gesellschafter, der auch bei den Zusammenkünften der Alten Arndter in Frankfurt ein belebendes Element war, in der Familie ein liebevoller, gütiger Ehegatte und Vater. — Sein früherer Tod ist die Folge überstarker beruflicher Belastung.

Am 4. Oktober d. J. verstarb Herr Rudolph v. Winterfeldt, geb. 30. 10. 1897.

Rudolph v. Winterfeldt wurde Ostern 1911 zusammen mit seinem zweiten Bruder Alexander Schüler des Arndt-Gymnasiums und Zögling des Hauses Babenberg der Richterschen Stiftung. Er war ein guter Kamerad, stets zuverlässig und hilfsbereit. 1915 trat er als Fahnenjunker in ein Garde-Regiment ein und machte den Krieg als Leutnant bis zum bitteren Ende mit.

Nach dem Zusammenbruch lernte er in einer privaten Bankfirma und bewährte sich dabei so glänzend, daß er über verschiedene Stellungen schließlich

als Direktor der Deutsch-Asiatischen Bank nach Shanghai geschickt wurde; von dort ging er später als Handelsfachverständiger an die Deutsche Botschaft. Nach dem unglücklichen Ausgang des zweiten Weltkrieges ging er wieder in die Wirtschaft und war zuletzt Mitglied des Vorstandes der Deutschen Effekten- und Wechselbank in Frankfurt. Diese Bank sagt von ihm in ihrem Nachruf: „Er hat in vorbildlicher Pflichtauffassung sein Wissen und seine vielfältigen Beziehungen in die Dienste unseres Instituts gestellt. Eine freundliche Wesensart unterstützte sein geschäftliches Wirken in harmonischer Weise.“

Auch seiner alten Schule und den alten Kameraden hat er immer die Treue gehalten und ihnen geholfen, wo er nur konnte.

Unerwartet riß ihn der Tod aus rastloser, erfolgreicher Arbeit. Seine beiden jüngeren Brüder stehen als Kriegsoffer auf unserer Gedenktafel.

Am 11. November d. J. verstarb nach monatelangem Leiden unser Schüler Michael Frei, der unserer Klasse 11 o/1 angehörte.

Sein schweres Leiden (Tumor in der Brusthöhle) ertrug er standhaft und geduldig.

Seine Lehrer rühmen an ihm die freundlich-sonnige Heiterkeit, die — ihm selbst unbewußt — aus seinem Gesicht zu leuchten pflegte. Es war, als wäre ihm aufgetragen, die Lebensfreude des Jungseins mit stiller Selbstverständlichkeit zu verkörpern.

Tief ist allgemein die Trauer bei Lehrern und Schülern, die ihn gekannt haben.

Totenfeier 1954

Es soll hier nicht eine Beschreibung der immer so feierlichen und allen Arndtern vertrauten traditionellen Totenfeier am Sonnabend vor Totensonntag gegeben werden, sondern ich möchte oder, besser gesagt, ich muß einmal auf diesem Wege die „Ehemaligen“ in Berlin ansprechen.

Ihr wißt alle von früher her, mit welcher Sorgfalt und inneren Anteilnahme Dr. Wachsmuth, die Lehrerschaft und die mitwirkenden Schüler diese Feier vorbereiten und gestalten. Am so enttäuschender war die geringe Beteiligung der alten Arndter bei der vorjährigen Feier und ganz besonders bei der diesjährigen. Dies, obwohl Einladungen seitens der Schule versandt worden waren.

Ich meine, daß es Tage gibt, an denen die Verbundenheit mit unserer alten Schule durch persönliche Anwesenheit von uns zu bestätigen ist. Man hat dann einfach dazusein, wenn man durch Einladung gerufen worden ist. Bei der Totenfeier gebietet es außerdem wohl noch die Erinnerungs- und Ehrenpflicht denen gegenüber, die noch immer zu uns gehören, wenn sie auch nicht mehr sind. Nur ganz wenig ist uns noch für sie zu tun möglich, aber dies Wenige sollte auch nicht unterlassen werden.

Hans Richter

Schulkonzert

Eine schöne alte Gewohnheit — leider unterbrochen durch die Jahre der Kriegswirren und der unmittelbaren Nachkriegszeit — hat in unserer Schule wieder Einzug gehalten. Es handelt sich dabei um die Veranstaltungen, Theater und Musik betreffend.

Alljährlich findet die Aufführung eines Schulkonzertes statt, das zeitlich in die behördlich angeordneten „Tage der Hausmusik“ gelegt wird.

Am Freitag, dem 12. November 1954, versammelten sich um 20 Uhr in dem Festsaal der Arndt-Schule alle Freunde der Musik, Ausführende wie Zuhörerschaft. Der Direktor, Herr Dr. Wachsmuth, gab wie bei allen Veranstaltungen ähnlicher Art die einleitenden Worte, wobei er insbesondere auf die Schülerinnen und Schüler der Abiturientenklasse hinwies, die nun wohl zum letzten Male als Schüler vor der Zuhörerschaft zu musizieren die Gelegenheit hätten. Er sprach dabei die Hoffnung und den Wunsch aus, mancher von ihnen möge auch als Alter Arndter noch dem Orchester treu bleiben nach dem Beispiel unserer beiden Flötisten, der Gebrüder Wegener.

Das Programm dieses Abends setzte sich zusammen aus Werken von Joseph Haydn, Wolfgang A. Mozart, Karl Fr. Zelter und Alessandro Scarlatti, wobei mit einer Ausnahme den chorischen Darbietungen (mit Orchesterbegleitung) der erste Teil des Abends eingeräumt wurde, während die rein instrumentalen Werke — darunter auch kammermusikalischer Art — den Abschluß bildeten. (Diese an sich ungünstige Einteilung wurde leider bedingt durch die Bühnenräumlichkeit, die einen steten Wechsel von Chor und Orchester nicht zuläßt, da beide Gruppen gleichzeitig auf der Bühne nicht unterzubringen sind. So hatte z. B. auch das Orchester während des ersten Teiles seinen Platz vor und zugleich unterhalb der Bühne.) —

In diesem Zusammenhang ist es uns allen ein Bedürfnis, dem musikalischen Mentor der Arndt-Schule, Herrn Studienrat Ziehm, für das Gelingen des Konzertes und für alle seine Mühe, die er — und nicht nur an diesem Abend! — in den Dienst der Sache stellte, auf das herzlichste zu danken. Gleichfalls sei aber auch gedankt allen Mitwirkenden, darunter insbesondere den Abiturienten, deren einzelne namentliche Erwähnung aus verständlichen Gründen nicht möglich sein kann. Mit dem Schüler der Klasse 13 g, Aribert Reimann, erscheint uns aber eine Ausnahme nur allzu gerechtfertigt, da seine starke musikalische Begabung (er will Musik studieren) und sein unermüdlicher Einsatz als Pianist unsere Schule Jahre hindurch erfreute, nicht zuletzt bei den Montagsandachten. —

Man kann der Schule nur wünschen, daß ihr auch weiterhin junge Kräfte nachwachsen, die den hohen Leistungsstand bewahren, den unser Musikleben in so erfreulicher Weise erreicht hat.

Hans Neugebauer

Mitteilungen

Dankfagung

Zu meinem 75. Geburtstag haben über Erwarten viele Alte Arndter meiner schriftlich mit guten Wünschen gedacht oder durch ihre Beteiligung an dem Geburtstagsgeschenk mich zu erfreuen gesucht.

Ich hätte gern jedem persönlich schriftlich dafür gedankt, konnte aber leider diese Absicht nur zu einem Teil durchführen, weil eine erneute Augenerkrankung mich seit Anfang November zu stark behindert. Deshalb bitte ich, allen Beteiligten auf diesem Wege von ganzem Herzen dafür danken zu dürfen, daß sie meinen Geburtstag zum Anlaß genommen haben, dem Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihrer alten Schule auf diese Weise Ausdruck zu geben.

Berlin-Grünewald, den 1. Dezember 1954

Curt Liebmann